

wenn die von der
ismahregeln angewandt
Genuß für Menschen
darf aber nur auf
sicht der Polizei ver-
lern, Gast-, Schank- und
Vertrieb und die Ver-

schlachtungen

von Kindern, Schweinen,
schlich im eigenen Haus-
voll, unterliegt die Haus-
ung durch den Fleisch-
zu 3 Monaten kann, wenn
Beschau unterbleiben.

rd erteilt,

liegt. Die Schlachtung
und nur unter Ein-
eren Vorsichtsmaßregeln
spätestens zwei Tage
ie nur nach erneuter
ig. Zur Bornahme der
zirk gebildet und für
Beschaue und Stell-
Kennnisse nachgewiesen
eisch darf nur unter
deutscher Sprache dieses
In Gast-, Speise- und
dlera muß ein deutlich
sgebürgt werden, daß
wendung kommt. Fleisch-
andere Fleischwaren in

am 1. Januar 1941

Büren. Am Sonntag,
10 Uhr Antreten zum
heitsamt.

Bereitschaftsführer:
DRK-Oberwachsführer.

Toten

Wulf, 43 J.; Stabs-
s, 74 J.

geb. Brodmeyer, 53 J.
er a. D. August Korn-

rschäfer, 33 J.

tspiele

und abends 7 Uhr

ndes Lachen über

SELS

MITZ

PF

PUNKT

hl

serer Zeit

haben Zutritt

mm

Gründen können

2 Uhr unsere

ehr bedienen

re Kundschaft, sich

hten, daß an den

ttagen keine Getreide-

der Abholungen von

können.

Rothfeld

Rut 385



Der illustrierte Sonntag



Nummer 52

Sonntag, den 29. Dezember 1940

9. Jahrgang

Sieben Tropfen Sesambalsam

Neujahrsgeschichte von F. Schrönghamer-Heimdal, Passau-Haidenhof

„Also gehst du wirklich nicht mit zur Silvesterfeier in der „Harmonie“? Es ist doch immer so nett dort, daß du dich sicher sehr gut unterhalten wirst. Eine solche Abspannung täte gerade dir sehr gut.“

„Du magst recht haben, Karl. Aber ich bleibe doch lieber daheim. Eine Frau mit sieben Kindern gehört ins Haus und nicht in rauschende Vergnügungen.“

„Nun denn, so lebe wohl! Ich muß leider hin — du weißt als Geschäftsmann kann ich leider nicht entziehen. Und sollte ich erst nach Mitternacht heimkommen, so wünsche ich dir jetzt schon ein recht glückseliges neues Jahr, und alles Gute, was du dir selber wünschst: Gesundheit, Glück, ein langes Leben und den Himmel daneben.“

„Das gleiche wünsche ich auch dir, lieber Karl. Und komm mir nicht gar zu spät nach Hause.“ So neigte sich denn wieder ein Jahr seinem Ende. Frau Kläre zählte zweiundvierzig. Wie doch die Zeit verging. Und wie mit ihr Lust und Lachen schwanden. Kein Wunder: Sieben Kinder. Eine schrecklich unmoderne Zahl. Das zehrt am Lebensmarkt, wirft Silberfäden in die Goldflut der Jugendbluten, meißelt unmerklich Runen in die wellenden einst ad so frischen Jüge.

Frau Kläre neigt sich im Lehnstuhl vor und betrachtet das Bild, das ihr der hohe Wandspiegel entgegenhält. Ja, das ist sie, die Frau mit zweiundvierzig — und sieben Kindern. Vom Leben verbraucht, bald zu nichts mehr nutz als zum Besorgen der Aussteuer für die heranwachsenden Töchter. Und dazu die schweren Zeiten.

Frau Kläre schließt die Augen wie in schmerzlichem Abschied von Jugend, Glanz und Lust. Wie ein Traum verrann das Leben. Ach, man lebte ja gar nicht, man wurde gelebt. Und man wußte es gar nicht, daß es mit dem Leben solche Bewandnis habe. Mit zweiundvierzig erst grinst solches Wissen wie Hohn aus einem Wandspiegel.

Nicht wissen und schlafen — vielleicht ist das ein Glücksfest? Und vom Vergangenen träumen? Schon wandelt Frau Kläre, sie weiß gar nicht, daß sie im Lehnstuhl eingeschlafen ist, in Traumgefilben. Eine hohe Frau kommt auf sie zugehritten. Welch merkwürdige Erscheinung: Ganz in weiß wandelt sie. Weiße Schleier, weiße Schuhe, weißes Spitzenhäubchen, daraus weiß, schneeweiß die Saarsut quillt und ein seltsam junges, lebhaftes Gesicht mit leuchtenden Augen umrahmt. In diesen Augen jubelt — Frau Kläre fühlt es deutlich — die ganze Wärme des ungebrochenen Herzens. „Wie ist dieses Wunder möglich?“ fragt Frau Kläre. „Wie kann eine Hundertjährige so jung von Angesicht sein und solche Augen haben?“

„Das kommt vom Sesambalsam“, beiseidet die Erscheinung lächelnd und hält Frau Kläre ein Fläschchen hin. „Nimm sieben Tropfen — für jedes deiner Kinder einen — und du bist so jung wie einst und wirst nicht älter werden.“

„Sieben Tropfen Sesambalsam“, murmelt Frau Kläre und trauert sich das köstliche Raß auf die Lippen. Schon wußt ihr im Herzen eine Wärme auf, die sie nie gefühlt.

„Sieh, jetzt in den Spiegel“, befiehlt die hohe Erscheinung.

Frau Kläre neigt sich wieder im Lehnstuhl vor und blickt in Fubelruhe aus: Aus dem Spiegel strahlt ihr ein Bild von leuchtender Schönheit entgegen. „Das bist du, wie du wirklich bist“, beiseidet die Erscheinung.

„Unmöglich!“

Es ist so. Du hast bis jetzt nur dein Äußeres betrachtet und ganz vergessen, daß die Quelle alles Jungseins aus dem Herzen kommt. Und vom Herzen strömt es in die Augen über. Ewige Jugend leuchtet daraus, und die Jahre vermögen dem Wunder der sieben Sesamtropfen nichts anzuhängen. Merkt dir das wohl, Frau Kläre. Punktum!“ Die Erscheinung verschwindet.

„Punktum!“ poltert es irgendwo. „Punktum!“ poltert und pocht es dringender. Frau Kläre fährt auf. Ihr erster Blick fällt in den Spiegel. Da leuchten ihr zwei Augen entgegen, darin das Wissen vom Wunder der sieben Sesamtropfen fast überirdisch schimmert. Im vollen Erwachen fühlt sie ihr Herz von ungeahnter Wärme überquellen.

Was ist das nur? Hat sie geträumt? „Punktum!“ pocht es wieder.

Uhren schlagen laut durch die Mitternacht. Choräle blasen irgendwo durch die Weite. Neujahr.

Frau Kläre eilt zur Türe. Hat es nicht wieder gepoht? „Punktum!“

und bedrängt sie ungestüm: „Mutter, wir wünschen dir...“ — „Mütterchen, langes Leben, Glück, Gesundheit!“ quillt es durcheinander.

Frau Kläre Augen leuchten. Und die Wärme in ihrem Herzen sprudelt in Worte inniger Mutterliebe über. Und plötzlich begreift sie das Traumbild



Auf treuer Wacht am Silvesterabend

(Scherl-M.)

Ein neues Jahr

Von Carl Martin Eckmair

Gib dich dieser Stunde hin:
In den Lärm des Uberschwanges
Tönt sie nun geheimen Klages
Einen neuen tiefen Sinn.
Hallend weht der Ruf der Uhr
Ueber Träume, die zerfielen.
Doch zu neuen, großen Zielen
Führt schon eine reine Spur.
Nur wer ewig zweifelt, treibt
Rückwärts, statt zu neuen Fernen.
Sieh, schon grüßt von großen Sternen
Hoch ein Glanz, der in uns bleibt.

Neue Flammen haben nun
Sich in unsrer Brust entzündet.
Was die Stunde uns verkündet,
Wird als Saatkorn in uns ruhn.
Herrlich wird das Werk erstehn,
Das wir jetzt noch nicht begreifen.
Einmal wird es blühen und reifen
Und in Ewigkeit bestehen.
Horch, nun ruht der Stundenschlag!
Altes muß sich jetzt vollenden.
Doch im Herzen und in Händen
Tragen wir den neuen Tag!

„Mensch, Sie sind ja ein Deutscher!“

Neujahrserzählung von Heinz-Ludwig Wellhausen

William Brown trieb es ziellos durch die Neue Welt. Er arbeitete mal hier und mal dort, wechselte über die Grenzen, suchte sein Glück zu machen, verschmähte oder verpielte es immer wieder, und aus diesen Lebensgewohnheiten ersah man, daß der 35jährige elastische Mann zu den Entwurzelten gehörte. Augenblicklich arbeitete er auf den Zuckerrübsenfeldern bei Tampico, flüchtete abends mit glühenden Schönen, ließ nicht selten die Messer eiferfüchtiger Rivalen aus der Scheide fahren, blieb im waghalsigen Zweikampf stets Sieger und feierte das bis in die späte Nacht hinein mit Zuckerrübsenknaps. Kindheit und Vergangenheit verankerten allmählich in Vergessenheit. William lebte nur in der Gegenwart und machte sich auch sonst keine Gedanken um die Zukunft.

Fritz Pieper, der Plantagenaufseher, versuchte, sich Brown oft zu nähern, denn er glaubte, daß ihm irgendwelche bisher unerklärliche Gefühle zu dem großen, breitschultrigen Mann mit den blonden Haaren und den meerblauen Augen hinzögen. Es blieb jedoch bei einigen verbindlichen Worten, und die beiden Männer kamen sich nicht näher.

Das wurde erst anders, als Elfe Pieper auf der Besichtigung erschien, um dem Bruder in der häuslichen Wirtschaft zur Hand zu gehen. Als die Frau, die das dritte Lebensjahrzehnt bereits überschritten hatte, eines Tages über die Felder ritt, hielt William jäh in der Arbeit inne und starrte die Schwester seines Aufsehers wie eine Erscheinung aus der anderen Welt an. Seine etwas gleichgültigen und abweisenden Gesichtszüge wurden

weich, und in seine Augen trat die Sanftmut eines Kindes. Doch dann holte er wieder mächtig mit dem Hackmesser aus, um seine Arbeit fortzusetzen.

Elfe Pieper schien die seltsame Begegnung ebenso wenig vergessen zu können wie William Brown. Er, weit und breit unter den Schönheiten des Landes als Draufgänger und Frauenheld bekannt, zerbrach vor Verlegenheit fast seinen breiten Hut, wenn er nun der Reiterin öfter begegnete und sie zusammen einige Worte wechselten. Die Frau mußte sich gegenüber einstellen, daß sie den seltsamen Mann auf der Pflanzung, der so gar nicht zu den anderen Arbeitern paßte, zu lieben begann, und das Schicksal fügte es, daß die beiden in einer der märchenhaften und dusterfüllten Nächte unter dem Funkseln des Südsichen Kreuzes zusammentrafen. Sie hatten sich nicht verabredet, aber sie suchten und fanden einander. Es war eine scheue, fast wortlose, aber tiefe Liebe, und sie blieb nicht verborgen. Pieper versuchte zunächst, seiner Schwester zu bedenken zu geben, daß William Brown eine ziemlich undurchsichtige Person sei, von der man nichts weiter wußte als seinen Namen. Trotzdem fühlten die Geschwister, daß mehr hinter dem Plantagenarbeiter stecken müsse und daß dieses nichts Schlechtes sein konnte.

So kam das Neujahr heran. Während es die Plantagenarbeiter mit Gesang, Tanz und Gelage feierten, saßen die Geschwister still um den großen Tisch in der Wohnstube und lasen beim Scheine der Kerzen, die als Ersatz für eine Tanne auf einem kienartigen Baum standen, die letzten Briefe aus der Heimat. Sie waren alt, denn draußen tobte ein neuer Krieg, und nur auf Umwegen gelangte die Post nach Amerika. Darauf setzte sich Elfe an das Klavier und spielte einige Weisen, nach denen da draußen die Kinder und jene Leute sangen, deren Herzen jung und kindlich geblieben waren. Beide bemerkten es nicht, daß William Brown leise in die Stube getreten war. Sein Blick hing lange an den brennenden Kerzen und dann neigte er den Kopf und lauschte den alten Liedern.

Gerade wollte sich der Arbeiter, so leise wie er gekommen, wieder davonstehlen, als die anderen beiden seine Anwesenheit bemerkten. Wie ein ertappter Schuljunge mit roten Ohren stand der mächtige Mann im Zimmer und dann geschah das Wunder: Zunächst drehte er seinen Hut zweimal durch die klöbigen Hände, blickte dann Elfe fest an und er, der nur bislang ein hartes Spanisch mit einem amerikanischen Akzent gesprochen hatte, sagte plötzlich: „Ich bin gekommen, um Ihnen ein gutes neues Jahr zu wünschen!“ Der deutsche Satz stand Sekundenlang wie eine Farberformel im Raume. Dann erhob sich Fritz Pieper rudertig, hieb Brown hart auf die Schulter und rief — es klang wie Wut und Freude —: „Mensch, Sie sind ja ein Deutscher!“

William Brown nickte. Man schob ihm einen Stuhl hin, und nach einer Weile des Schweigens begann er, mühsam nach Worten suchend, in deutscher Sprache von seinem Schicksal zu erzählen: Mit Millionen deutscher Soldaten um den Sieg betrogen und von der Heimat verraten, war Konrad Braun in Deutschlands schwerster Zeit, als ihm die Heimat keine Stätte der Arbeit mehr bot, über das große Wasser ausgewandert, seine Frau und sein fünfzehnjähriger Sohn hatten ihn begleitet. Es war ihnen nicht gut gegangen. Die Bräutwinde ließen den kleinen Ader verlanden, und die Not der Farmer brachte der Familie Elend und Tod. Zuerst starb der Vater, dann folgte ihm die Mutter, die Wilhelm Braun so sehr verehrt und geliebt hatte. Von nun an trieb sich der Junge auf dem Kontinent umher, und die Härte des Daseinskampfes verschüttete sein Deutschtum. Er veramerikanerte, lebte in den Tag hinein und kam erst wieder zur Besinnung, als Elfe Pieper eines Tages vor ihm auftauchte. Er hatte zuerst an eine Vision geglaubt, denn das Gesicht der Mutter strahlte ihm voller Herzensgüte entgegen. Und damit schloß er seine Lebensgeschichte, in dem er, Elfe tief in die Augen schauend, feierlich sagte: „Sie sind wie meine Mutter.“

Die Frau ergriff die großen Hände des Arbeiters und sagte schlicht: „Nehmen Sie bei uns.“ „Ja wohl!“ setzte mit rauher Stimme, als wolle er eine Kühlung unterdrücken, Fritz Pieper hinzu, bleiben Sie bei uns und werden Sie wieder ein Deutscher, Wilhelm Braun!“

In dieser Stunde klangen die Glocken der alten Kirche von Tampico ein neues Jahr ein und es schien, als brähe damit für Wilhelm Braun eine neue Zeit voller Zweck und Ziele, voller Heimat und voller Glück des Geborgenseins an einem treuen Herzen und im Kreise der Gemeinschaft der angestammten Nation an. Ein Deutscher hatte in dieser Nacht wieder heimgefunden zu seinen Volkstüm, ohne das er nichts ist, ohne das er wie ein steuerloses Schiff auf den Wogen des wilden Meeres treibt, ein Schiff, das nirgends einen Hafen finden kann.

Der Schmied von Mulgarvie

Eine irische Skizze von Eitel Kaper

In seinem Landhaus da draußen an den Havelseen hatte der Professor Peng das Wohnzimmer mit der Sicht auf die Türme Potsdams ganz seinen irischen Erinnerungen geweiht. Was seit vielen Jahren in den großen Skizzenmappen geruht hatte an Bildern der Westküste, an Landschaftsstudien und Porträts, das bekam nun im Lichterspiel des hellen Raumes neues Leben. Alles aber wurde beherrscht von dem Bildnis eines wichtigen Mannes, das auf der Staffelei frei im Zimmer stand. Es ging das Gerücht, mancher der Sammler hätte dem berühmten Peng für dieses Meisterwerk einen hohen Preis geboten: der alte Herr aber, von dem in den Museen und großen Häusern so viele Landschaften und Porträts hingen, hatte ein Gebot auf dieses Bild barsch zurückgewiesen.

„Patrick O'Day, Dorfschmied in Mulgarvie, Anno 1905“, stand unter dem dunkelgetönten Bildnis. Forschend und ernst waren die Augen des Mannes in die Ferne gerichtet, als wollten sie eine unsichtbare Gefahr beschwören. Da lagen die Muskelfalten auf den bloßen Armen, derweil die eine der Schmiedehäute das Schürsfell glattstrich. Das Haupthaar aber war wie ein brennendes Feuer so rot und es schien in seinem Strudel wie der heiße Guss aus einem Hochofen.

Professor Peng, der auf seinen Malerfahrten so viel Erdteile durchkreuzt hatte, konnte wundervoll erzählen. In seiner Darstellung war alles bildhaft und nahe. Von seinem irischen Sommer schwieg er, und den Dorfschmied von Mulgarvie erwähnte er niemals. Ein einziges Mal machte er eine Ausnahme: Als wir ihm ein seltenes altes Reiseverf von der Grünen Insel brachten, über dessen alte Kupfer er sehr erfreut war.

„Ach, will Ihnen die Geschichte dieses Mannes erzählen“, sagte er zu unserem größten Erstaunen. „Es ist die Geschichte eines unbekannten Freiheitshelden.“

Als vor über dreißig Jahren der Maler Peng in die ferne irische Grafschaft kam, da spürte er bald, daß ihm die englischen Herren des Landes voller Mißtrauen begegneten. Sie wünschten keine unheimlichen Feinden und sie wußten nicht so recht, was sie mit dem „damned German“ anfangen sollten. Daß ein fremder Maler nur der herben Schönheit dieser Landschaft wegen gekommen war, verstanden sie nicht. Walter Peng wurde belächelt, auf jedem Gang in die Gasse verfolgt, aber man sah schließlich ein, daß er wirklich nur einer dieser rätselhaften deutschen Schwärmer war.

Peng nahm Quartier in dem engen Häuschen der alten Witwe Rednagh und arbeitete fleißig. Zuweilen blieben bei ihm alte Sitten stehen und sahen unter seinen Händen schöne und kostbare Kunstwerke entstehen. Als er ihnen schließlich um Gotteslohn die alten Altarbilder der windstiefen Kirche erneuerte, saßen die ewig Verfolgten Vertrauen.

Es war ein unheimliches Leben hier, das spürte der deutsche Künstler bald. Wenn berittene Polizei im Namen des siebenten Edward nach auf angebliche Verschwörer machte, hörte man nachts oft die Schüsse über das weite Moor bei Mulgarvie. Einmal verlor die Witwe Rednagh geheimnisvolle Gäste: Einseiner oder Nachfahren der

alten Fenier. Peng fragte nicht. Im Gespräch erfuhr er Einzelheiten von den furchtbaren Strafexpeditionen, die vor ein paar Jahren auch Mulgarvie heimgesucht hatten. Der englische Landlord und Grundherr war sein eigener Richter. Den armen irischen Pächtern entriß er den letzten Penny, dann zog der Sheriff mit der Ramme ein. Die Alten, die Kranken und Kinder wurden ausgetrieben, die Grasbüschel zerstampft. Lord Dunbald brauchte diese „Gelichter“ nicht. Er brauchte Weide für seine Schafe.

Söhnlich hatte der Lord damals der Austreibung zugegesehen. Da war aus der Reihe der schweigenden Männer ein junger, rotbaariger Bursche hervorgebrochen. Aber Patrick O'Day, der Dorfschmied von Mulgarvie, mußte die Ohrfeigen für den englischen Landherrn mit sieben Jahren Kerker begleichen.

Patrick O'Day kehrte aus dem Zuchthaus heim, während der deutsche Maler im Orte weilte. Walter Peng sah draußen am Teufelskopf und malte, als er neben sich einen rotbaarigen Riesen auftauchen sah. Sieben Jahre Kerker unter der Fuchtel englischer Wägte hatten diese Furchen in das Gesicht gezeichnet. Aber jugendlich leuchteten noch immer diese Augen.

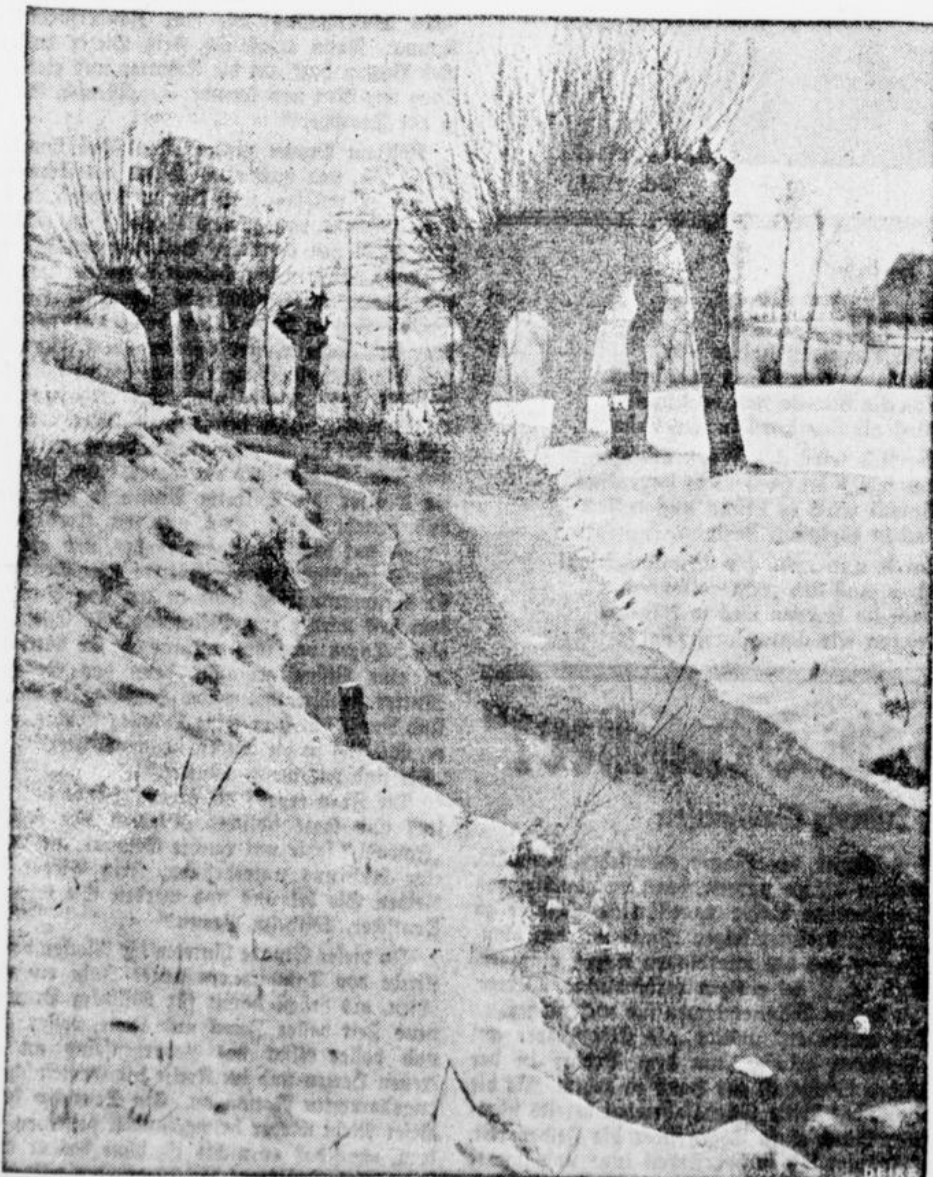
Der deutsche Maler sprach nur wenige Worte mit Patrick, dem Schmied. Er fühlte, daß die Engländer auf der Lauer lagen. Es würde ja so leicht sein, dem vormaligen Sträfling eine neue Verschwörung auszubilden.

Nein, es war nur ein heimliches und wortloses Verstehen zwischen diesen beiden Männern. Walter Peng, der so viele dieser irischen Köpfe skizziert hatte, forderte den Dorfschmied nicht einmal zu einer Sitzung auf. Aber immer vertrauter wurden ihm die Züge Patrick O'Days, und daheim schuf er in fliegender Hast den ersten Entwurf seines Bildes.

Mit dem Herbst kehrte der Deutsche in seine Heimat zurück. Der kleine O'Sullivan trug ihm das Gepäck bis zum Fährschiff. Aber als sie auf halbem Weg waren, wies der Junge zurück nach dem alten Heiligen Hügel von Mulgarvie und winkte ihnen nach. Eine Aureole stand um seine flammenden Haare.

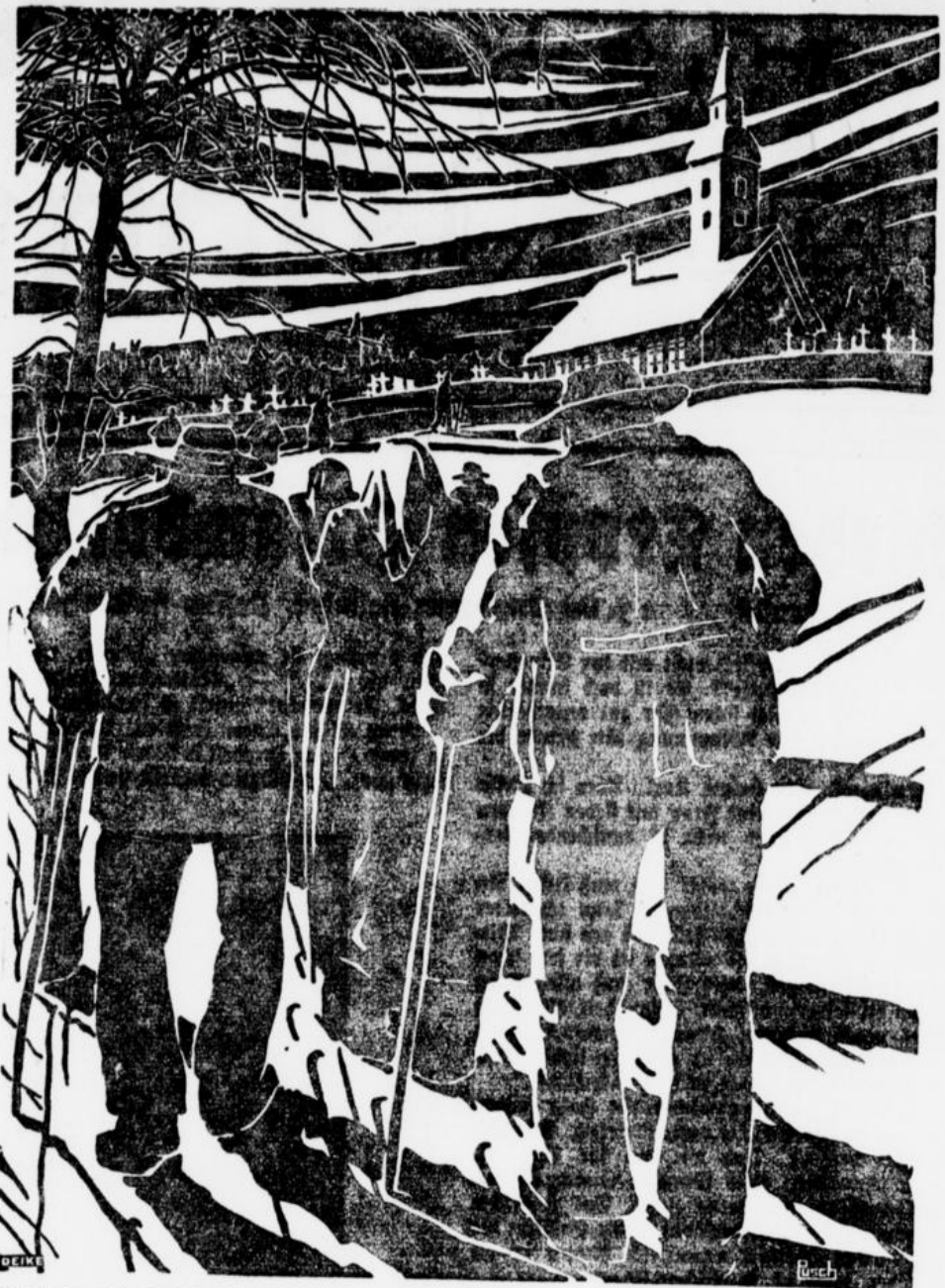
Walter Peng sah den Schmied niemals wieder. Aber nach einem Jahre erhielt er, ohne eine Zeile und ohne einen Gruß, ein Paket mit einem kunstvoll geschmiedeten Kleeblatt, dem Sinnbild der irischen Freiheit.

Als in Dublin der Osteraufstand von 1916 zusammenbrach, wurde und als das gepeinigete Irland noch einmal auflebte unter der blutigen Terrorherrschaft der Engländer, da brachte auch Mulgarvie sein Opfer für das Vaterland. Auf dem Heiligen Hügel hatten die Briten ein Trüpplein schlechtbesetzter und doch unbegrenzter Freiheitsschmied umzingelt. Patrick O'Day war ein alter Schiffe. Aber dann hörte er das Tackern englischer Maschinengewehre nicht mehr. In seiner letzten Stunde vernahm er nur noch — aus großer Ferne — das Geläut der Freiheitsglocken. Im Rassen griffen seine Hände in die taunassen Büschel des Klee.



Schönheit des Winters

Photo: August Dittmar



Kirchgang im Winter

Richard Pusch

Tagebuch der Polarnacht

Mitgeteilt von Dr. Arthur Berger

Wie lang ist die Polarnacht während der für drei bis vier Monate die Sonne nicht über den Horizont steigt, nur der Mond und die unzähligen Sterne ein totes Licht über das unendliche, unter Eis und Schnee vergrabene Land gießen, oder gelsenstehende Nordlichter über das Firmament zuden und wogen. Wer heute im Polargebiet überwintert, weiß, was ihm bevorsteht. Er kann sich danach entsprechend einrichten und vorbereiten. Wie ganz anders war es aber vor Jahrhunderten, als tüchtige Forscher auf der Suche nach der nordöstlichen und nordwestlichen Durchfahrt, nach einem Seeweg durch die Arktis nach dem reichen China, gezwungen wurden, zum erstenmal hoch oben zu überwintern!

Der Holländer Varents und seine Leute waren die ersten, denen, nachdem ihr Schiff vom Eis eingeschlossen war, nichts anderes übrig blieb, als auf Nowaja Zemlja sich durch den Winter zu schlagen. Ende August 1596 hatten sie die Nordspitze dieser Doppelinsel umfahren, da verlegte das Eis ihnen den weiteren Weg nach Osten und schloß das Fahrzeug ein. Schollen türmten sich aufeinander, säuberten das Schiff empor, das Steuer zerbrach, und Varents mit seinen sechzehn Mann konnte zufrieden sein, daß das Unglück sie an einer geschützten Bucht der Ostküste und nicht draußen auf dem Meere getroffen hatte. Und doch war ihre Lage grauenhaft, denn was sollte geschehen, wenn ihr kleines Fahrzeug, das ihnen vorläufig noch Obdach bot, dem Druck des Eises nicht standhielt, in Trümmer ging? Eine angstvolle Frage! Aber sie löste sich von selbst, denn eine günstige Meeresströmung hatte gerade hier Treibholz, ja eine Unmenge Baumstämme von Sibirien, an den Strand gespült. Auch Renttierpuren zeigten sich, so daß fürs erste die Not nicht allzu groß war. Alle Mann packten on, möglichst schnell eine Winterhütte zu errichten, denn mit unheimlicher Schnelligkeit wurden die Tage kürzer und nahm die Kälte zu.

Nicht sonderlich geräumig war das erste im Polareis erbaute Haus, zehn Meter lang und sechs Meter breit, ohne Fenster; in der Mitte war eine offene Feuerstelle errichtet, darüber im Dach ein weiterer Kamin zum Abzug des Rauches. Die Schlafsojen befanden sich an der Längsseite des Hauses, eine große leere Weintonne wurde in ein Dampfbad verwandelt, so daß das Haus, als es fertig war einen ganz wohlnlichen Eindruck machte. Sorgfältig waren die Augen der Wände mit Seegras abgedichtet, Brennholz war aufgespeichert, vertrauensvoll ging man dem Winter entgegen, dem Polarnacht, von dessen Schrecken ja keiner von ihnen eine Ahnung hatte. Aber die Kälte und die Dunkelheit nahmen zu, häufiger wurde der Besuch von Eisbären. Zwei seiner Leute verlor Varents durch solche hungrigen Bestien, die immer wieder die Männer bedrohten, wenn diese außerhalb der Hütte arbeiteten. Und dann kam der Tag, an dem die Sonne nicht mehr über dem Horizont emporstieg. Die unerbittliche Nacht hatte Besitz

vom Polargebiet ergriffen. Häufiger wurden die Stürme, strenger die Kälte. Die Behaglichkeit im Holzhaus hatte längst aufgehört, denn alle Feuchtigkeit der Ausstattung schlug sich an den verhältnismäßig dünnen, feinbart gefrorenen Wänden als Reif oder als Eisaugen nieder. Immer wieder verjaagte der Schornstein, denn jeder neue Schneefall verstopfte ihn, machte den Aufenthalt in dem stickigen, rauchgefüllten Raum fast zur Unmöglichkeit.

Mit aller Gewalt zwang Varents, der Unermüdliche, seine Leute zu dieser oder jener Arbeit, wußte er doch zu genau, daß es für die unendliche Einsamkeit nichts Schlimmeres gibt als Tatenlosigkeit, die trübe Gedanken in kürzester Zeit ins Gigantische wachsen läßt. Im Hause und draußen sorgte er für Beschäftigung, ließ Hällen stellen, um die immer häufiger hungrig das Haus umschleichenden Polarfüchse zu fangen. Ihr harter Pelz gab wunderbar wärmende Kleidung, und die hatten die Männer nicht nur draußen, sondern auch in der Hütte dringend nötig. Alles war ja hier in Eis vermandelt, die Wände und der Fußboden. Schlimm war es, daß die Männer nicht genug Tran befaßen, der ausgereicht hätte zu einer, wenn auch nur spärlichen Beleuchtung des Hauses. Grobenteils lebten sie im Dunkeln, Krankheiten bedrohten die Männer, und was fast noch schlimmer war, das war die Scheu voreinander. In den Monaten der grauenhaften Winternacht hatten sie sich gegenseitig vollkommen ausgeprochen. Tat einer auch nur den Mund auf, so wußten schon die anderen, was er sagen wollte, so genau kannte jeder die Gemütsregungen seines Gefährten. Sie gingen sich aus dem Wege, Woden, die Monate, bis dann endlich der erste Lichtschein die Landschaft ganz erhellte, mehrere Tage früher, als Varents es berechnet hatte. Es stellte sich heraus, daß nicht er einen Rechenfehler gemacht hatte, sondern daß die Männer in der langen Winternacht eine ganze Anzahl Tage nicht gebucht hatten, weil ihnen ja die Monate als eine einzige Nacht dahingegangen waren.

Daß diese Schiffsbesatzung, die als erste die Schreden der Polarnacht kennengelernt hatte, gerettet wurde, verdankte sie nur der eisernen Energie ihres Führers Varents. Sie kehrten in die Heimat zurück, doch ihm selbst war es nicht beschieden, sie wiederzusehen. Aber genaue Kunde, wie die Männer dort oben gelebt haben, besitzen wir aus seiner eigenen Feder. Fast drei Jahrhunderte lang hat das Haus auf Nowaja Zemlja unter Schnee und Eis vergraben gelegen, bis es, wohl erhalten, im Jahre 1871 wieder aufgefunden wurde, so, wie Varents es verlassen hatte.

In einem im Rauschgang aufgehängten Pulverbhorn fand sich das sorgfältig geschriebene Tagebuch dieser Polarnacht.

Was die Leute gemeinlich das Schicksal nennen, sind meistens nur ihre eigenen dummen Streiche. Schopenhauer.

Altes un... von unse...

Auf einem Alt der schla... eine Krähe, ein großer... längt beutegierig umg... hr langer, aber wichtige... arbeiten Mut. Kopf, V... hwanz sind schwarz, das... eine Nebelkrähe, das... über die Elbe ins no...

Nicht weit von ihr in... fäße list eine andere Kr... ed Gestalt. Knochenschw... ist dem sich die Sonne m... iegelt. Eine Krähe... rauen Augensternen L... mfein.

Eine dritte kommt über... kreuzt die Schale und l... ne nieder. Sie ist etwas... genannten Arten, aber ih... hat noch einen ausgep... Metallglanz, und ihr v... lichtegebogener Schnabel... verteidigungswaffe erlie... schließt verrät das gerei... randige Haut der Schnab... kontrast zu dem tiefschwar... linden und bebenden V... rache, die etwas besorgn... ist.

Auf dem Dache der S... Architektur dienenden Sch... zu. Da list wohl... Schwarzröde und schäfer... der ganze Körper ist blau... schneit dunkelschwarz, im... schlenhar, ein leic... schen. Ihr silberweiße... dem fohelb-vrigen Ven...

Es ist Winter, der S... schwarze Gesicht hat ol... wenigsten darunter zu le... fassenzeit, zumal dann, ... schneit in der S... schulen schlief. Da fällt... was sonst in den Rauen... Augen entschläft und l... hungrigen Rabenwolf... Werte.

Wohl eine Viertelstun... Schwarzen zum Schulhof... ersehnte Sommerzeiden... bleibt aus. Ferien! Trau...

Die Stimmung ist nie... dem macht die Nebelkrähe... gen und ruft: „Krah, k... fahr, Neujahr!“ Und d... selbe. Jetzt fühlst sich au... tet und stimmt ein in... Neujahr, Neujahr!“

Die Dohlen aber lach... mit plärrender Stimme

„Alid, klad, Mir scheint, Ohne Futter Bedroht uns Kladdik und Neujahr ist“

Die Krähen fliegen weiter. Im Stifsgarten am Mühlenhof knarrt es damit ihre Zugelhörigkeit. Neben bekennen. Da f... kamille, der Kolltrabe, d... gen wenigen Gegenden... freileit.

Der Silvesterabend... Jahre Lebensoll zu lagen... rung auf die verödeten... freudlich lufst sie um d... Stadt. Sie kriecht in die... schlüpft unter die Büsch... es heran und rübert du... hille, vom Wesen und... Norden. Die ganze R... Wanderung zu sein. S... größeren Schwärmen, ...



Zahl... Wie alt ist der Knech... man kiest ihm sein Alt...

Das geistige Band zwischen Front und Heimat

Von Rudolf von Lossow

Die Männer Deutschlands stehen nicht nur an den Grenzen des Reiches, sondern auch an den Grenzen Europas. Deutschland hat seine Kraft über den ganzen Erdteil ausgebreitet. Unerhörtes ist geleistet worden. Großes steht noch bevor, auch innerlich gilt es Bedeutendes zu leisten.

Soldat und Offizier lernen Mensch und Erde anderer Völker kennen, und das in einem Ausmaß wie nie zu vor. Unser Volk und Land werden unter weitestgehender Führung ein Weltreich. Neues erwächst, und der Bestand des Alten muß gepflegt werden, denn auch nach dem Friedensschluß warten unfer ungeheure Aufgaben. Nur ein innerlich gefestigtes Volk, nur ein harmonisches Ganzes ist den großen Anforderungen gewachsen.

Der menschliche Körper besteht aus Millionen Zellen; nur wenn alle diese Zellen gesund und im wahren Sinne des Wortes lebendig sind, gedeiht das Ganze. Genau so ist es mit dem Volkskörper. Nur wenn jede einzelne Zelle, jede Familie, in sich wohl geordnet und auf das große Ganze ausgerichtet ist, nur dann erhält es sich Lebens- und Leistungsfähig.

Darum besteht das seelische Gleichgewicht des Einzelnen und der Familie ausschlaggebende Bedeutung. Der Mann ist in fremden Ländern fremden Einflüssen ausgesetzt, die Frau bleibt daheim. Um so unerlässlicher ist es, daß beide einander verstehen und daß jenes lebendige Band der Sympathie und des gemeinsamen Zielwollens nie abreißt. Die Verbindung von draußen und drinnen ist der Feldpostbrief.

Je länger der Krieg dauert, desto mehr wächst die Bedeutung des Feldpostbriefes. Für die draußen wie für die daheimgebliebenen. Nur wenn die Zelle gesund ist, liegt das Ganze. Also kommt es auf die innere Haltung eines jeden Schreibenden an. Wie wichtig wird unter großem Gesichtspunkt die Sendung des Einzelnen, die Tat einer Viertelstunde, die Zeit des Austausches der Empfindungen! Wir sind nicht nur das Volk der Denker und Dichter, sondern wir sind eine deutsche Sprachgemeinschaft, die in ihrem Wortschatz die Zeichnung Gemüt besitzt, ein Kleinod, das allen anderen Völkern und ihren Vokabularen abgeht.

Die Innigkeit des Gemütes ist es, die den Sieg und das Glück, das seelische Wohlergehen und die Harmonie des Ganzen wie des Einzelnen bewirkt. Mit diesem Schatz in unserer Seele müssen wir Menschen wuchern in diesen Zeiten des Krieges, der unsere tapferen Männer in die Weite führt und unsere tapferen Frauen daheim zu außerordentlichen Leistungen zwingt; müssen wir uns wärmen an der Innigkeit, die uns geschenkt wurde von einem gütigen Geschick und die wir wie nichts anderes in diesen Zeiten pflegen sollen. Denn allein aus ihr erblühen die Blumen der Zufriedenheit und des inneren Friedens, der die göttlichste Gabe ist, die wir Menschen empfangen. Darum darf der Feldpostbrief, die einzige Verbindung zwischen Liebenden, zwischen Eltern und Kindern, nicht ohne inniges Köhlen geschrieben werden. Gemäß kann nicht jeder Bericht, der heraus- oder herein geschickt wird, ein Höhepunkt menschlichen Empfindens sein; wohl aber soll man sich bemühen, daß Briefe der Art eine unweigerliche Notwendigkeit sind, wenn nicht Entfremdung oder gar Gleichgültigkeit sich einschleichen soll. Wer aber würde dies wünschen?

Die meisten sind aus der Übung gekommen in den vorausgegangenen Jahren. Telefon, Schnelzug und Rundfunk haben den Verkehr von Mensch zu Mensch verändert. Es gibt kaum Neuigkeiten zu erzählen, alle lesen und hören dasselbe. Das Briefschreiben war unmodern geworden; die Zeit der Romantik, die darin prunkte, ist lange vorbei, ist als altmodisch und zu langsam beiseite gelegt.

Von vielen bedeutenden Männern besitzen wir wertvolle Briefe. Tagebücher der Seele. Sorgt dafür, daß unsere Zeit nicht arm daran wird! Der geklebte Mensch des Maschinenzeitalters und des Leichtmetalls hat sich allzu sehr an das flüchtige

Wort des Telefons verloren, das uns zwar die Stimme des anderen, aber selten die Seele schenkt. Teilnehmen müssen wir an dem, was drinnen und draußen geschieht, anteilnehmen mit aufgeschlossenen Herzen, dann wird es ein rechter Feldpostbrief, der in der Einsamkeit der Männer an der Front oder der Stille des häuslichen Einerleis wie etwas wunderbar Erwärmendes wirkt. Seelen froh zu machen, ist eine köstliche Gabe. Briefe, die man immer wieder lesen muß, weil sie uns im Innersten beglücken, das sind rechte Briefe.

Aber wie schreibt man die, wenn man im feindlichen Besatz durchgefroren ist auf einsamer Wacht bis ins Mark, wie schreibt man die, wenn man am heimischen Herd den Mann und den schützenden Vater bitter entbehrt? Nun, nicht jede Stunde ist geeignet, und es ist oft falsch, schnell noch in Eile ein paar leere Worte zu Papier zu werfen, nur um geschrieben zu haben; nein, ansammeln in uns muß sich das liebende Mitteilungsbedürfnis und das Wissen um die Leistung des anderen.

Aus Wochenblättern, Rundfunkberichten, Zeitung und Erzählung erfahren wir, wie heldisch da draußen die Vaterlandsverteidiger ihren Mann stehen. Frauen, es sind eure Männer, die das Gewaltige leisten! Mancher bewährt sich als Held, der bis dahin im Alltag des Lebens nichts Heroisches offenbart hatte. Wenn ihr Frauen das begreift, so wird der Stolz, mit dem ihr nun eure Männer betrachtet, als Grundton durch eure Briefe schwingen. Und ihr, die ihr draußen seid,

weilt fort von der heimatischen Flur, ihr wißt, wie furchtbar der Kleinmut der Heimat sich im Weltkrieg gerächt hat, ihr werdet froh sein, daß eure Frauen euch nicht die Ohren mit Sorgen, Klagen und Befürchtungen füllen, und eure Briefe werden daher die herzensfrohende Achtung atmen, die zum Gewinnen des Endzieles notwendig ist.



Hoch oben sitzen die Beobachter der Flak und melden jede Annäherung feindlicher Flugzeuge. (PK.-Weltbild-M.)

Wieder einmal daheim

Von Böttres
Freiherrn von Münchhausen

Wieder einmal daheim im plattdeutschen Land. Der alte Knecht, der uns vom Bahnhof abholt, hat mich schon gefahren, bevor ich noch die weiße Mütze der hannoverschen Tertianer trug, und das ist mehr als fünfzig Jahre her. Bei uns heißt er wie alle Knechte noch „Knecht“ und nicht „Wirtschaftsgehilfe“, und eine Magd heißt „Magd“ und nicht „Ökonomie-Assistentin“ oder „Assessorin des höheren Wirtschens“ — das hängt mit unserer Unbildung zusammen. Wir jagten auch noch „Bauer“, wo sich in Mitteldeutschland längst der hochfeine „Gegenwart“ durchgesetzt hat.

Ich, die liebe Luft im Lande zwischen Teister und Züntel! Wie köstlich weht es abends vom Großen Karl herüber, wie stehen die Bückeburger im blauen Dunst, wie breitet sich das unbeschreiblich liebliche Schaumburg bedendurchzogene, baumüberwuchene, paradiesische um uns her!

Sonnabends ging's auf den Kleinen Riesen (ein sehr merkwürdiger Name, nicht wahr?) zum Schlehenspfaden. Das ist immer ein Familienfest, denn unsere Hausfrauen wissen einen köstlichen Saft darauf herzustellen, und es heißt dann das ganze Jahr hindurch beim Griech-Flammerie oder der Stippmilk, wenn der schöne rote, süße Saft darüberläuft: „Wißt ihr noch, als wir letzten Herbst die Schlehens pflückten?“ Alles beteiligte sich daran, und weder der Herr Landrat noch der Herr Domherr hält es für einen Raub an seiner Würde, sich im Schwarzbjörn die Hände blutig zu tragen — für unsere Frauen versteht sich so etwas ja von selbst, denn schöne Hände einer Landadel-frau sehen nun einmal anders aus als schöne Hände auf dem Kurfürstendam. Der schmale, lange Pfändkorb ist über den linken Unterarm gestreift, die Linke zieht mit der Krücke eines Spazierstodes die sperrigen Zweige herab, und die Rechte greift tapfer hinein in das Gestad und pflückt die von weißbläulichen Wachsstock umschimmerten festen Früchte. Himmel, welche Ernte dieses Jahr! Aber man muß sich dazuhalten, denn die Schlehe ist ein spröder Strauch, der es durchaus nicht für nötig hielt, jedes Jahr Früchte zu tragen.

Und am Sonntag geht es natürlich in die Kir-

che. Neben der Kirchtür steht ein hoher Stein, in die Mauer eingelassen, zum Andenken an Christian von Münchhausen, den am 27. Mai 1643 der Bauer Johann Zuren jämmerlich mit einer Forke erschlug — „dessen Seele Gott gnädig sei“, schließt die Inschrift. Unsere Priede (eine Art Loge) ist ein winziges hölzernes Schwalbennest, zwei Meter über dem Altar und vier Meter neben der winzigen Kanzel in die Gewölberippen des winzigen Kirchleins eingestekt. Halbdunkel ist es dort, denn die Schlehenspfaden zum Kirchenschiff sind ein wenig verquollen, und solange ich denken kann, sind ihrer nur zwei zu öffnen. Sie sind mit Buchenscheiben verkleidet, und in das schillerige Glas des einen „Schenanges“ hat der Diamant meines Vorfahren Böttres eingeritzt: S. v. M. 1689.

Auch sonst steht mancher Name dort, immer gewissenhaft mit der Jahreszahl. Der sich hier während einer allzu länglichen Predigt Ehrwürdens fäulterlich in das Holz der Tafelung einschneidet, ist meines Großvaters Urgroßvater, daneben stehen die Buchstaben seiner Frau Sophie Catherine von Bok. Auch steht dort: „Semper idem pour tous mes bons amis de Remerhausen“, was doch ein hübsches Beispiel damaligen Deutschs ist.

Das Eingangstürchen verflingt, schon laut von dem allsonntäglich überfüllten Gotteshauschen ge-lungen — wobei die hannoverschen starken und spitzen Doppellauten wie Schwerter des Herrn und Sankt Michaels durch das Schiff jähren. Wir

Dein Wort sei Licht

Du bist der Herr des Worts, bedenke es wohl! Was du auch sprichst — es dien' und zeug' nicht leere Rede, schnell gesetzt und hohl, Füll deinen Mund, Dann lieber schweig'.

Nur was dir glühend aus dem Herzen stiegt, ist wert zur Kündigung, reif und voll Gewicht, Was du in Schmerzen lerntest und gewannst im Sieg.

Das soll zum Wort gedeihen. Wort ist Licht, Dein Wort sei Licht dem Nachbarn und dem Freund.

All unser Schicksal eint die große Zeit, Gib nicht nur Gruß und Blick, der leis' bescheint —

Gib ihm das Wort aus Licht, es stärkt und weilt!

Carola Schie

stehen auf zum Evangelium. Da sitzen sie unter die Bäuerinnen, eine neben der anderen in den bunten, geraden, fürstlichen Tracht der Bückeburger Landes. Ueber den Stirnen steht steil die schwarze Haube auf, um die Schultern liegt goldstarr, perlentropfend, spiegelglänzend in sieghaftem reinen heraldischen Farben gelb das „Lambau“ (Umtuch, edeldeutsch: „Schawl“). Und über den brennend roten Röden (spricht sich die Schürze, auch sie goldstarr, perlentropfend, spiegelglänzend, auch sie mit Rosen und Gelb-weißlein überauswunderschön bedeckt. Kein Schmucksmantel einer Königin und kein Chormantel eines Bischofs kann köstlicher sein.

Im schmalen Mittelgang der Kirche aber sitzen in den weißen Kissen ihres Bettes eine Kranke oder Wöchnerin, die das sonntägliche Gotteswort nicht hat entbehren wollen. Kein neugieriger Blick geht zu ihr hin, denn die Bauern hierzulande sind so formenstrenges Geschlecht, das es an Zartgefühl und Herzensstalt nicht ermaneln läßt — mag auch im Alltag der liebe Gott bisweilen seine Bedenken über ihr Tun und Lassen haben. Und dann die Predigt des weishaarigen Pastoren. — Und wie er spricht, huschen zwei Fledermäuse aus dem Vorraum durch die Priede, pfeilen blitzschnell und zielbewußt zwischen den Buchenscheiben hinaus ins Schiff der Kirche, umwinden Kanzel und Altar und kehren immer wieder von der Jagd auf die trüb umherflirrenden Mägen in unseren heimeligen Raum zurück.

Ich sitze in dem Kirchlein, das mein Ahn von elfhundert Jahren mit erbaut hat, ich bin einer der vielen des Geschlechts, die heute durch die son-nige Welt Deutschlands gehen. Wie fällt mir die Dergeltigkeit mit ihrer Rot und ihrer Eitelkeit in schattenhaft von einem ab als in einer solchen Dorfkirche.

Heitere Ecke

Willi ging mit dem Vater auf den Jahrmarkt. Vor der Bude mit den Menschenfressern blieben sie stehen.

Der Vater meinte: „Wollen wir da mal rein?“ „Ach“, sagte Willi, „glaube ich nicht, daß sie uns dir Appetit ham?“

Anton stand beim Antiquitätenhändler. Der zeigte ein seltenes Stück: „Die Bastei über zweitausend Jahre alt!“

Anton guckte: „Mich werden Sie nicht für dumme verkaufen! Wo wir erst 1940 haben!“

Der illustrierte Sonntag
Verlag: C. Jos. Laumanns. Hauptverleger: Emil Reuber. Verlagsleiter: Friedr. Karl Laumanns. Anzeigenleiter: Herm. Schlegel. alle in Lippstadt. Anzeigenpreis: 8 Pfennig pro 46 mm breite Anzeigenzeile. Anzeigenpreisliste Nr. 3

Ich schweiße

unter Garantie der Haltbarkeit bei schnellster Fertigstellung und billigster Berechnung Lastwagen-, Automobil- und Motorradzyklinder, Guß-, Aluminium-, Silumin- und Elektron-gehäuse, Spritzguß, Zentralheizungs-Kessel-glieder sowie Maschinenteile aller Art. Elektrische Schweißung von Maschinen und schweren Maschinenteilen.

Feinbohren und Honen

von Lastwagen-, Traktoren-, Automobil- und Motorradzyklindern sowie Lieferung sämtlicher Kolben. Schleifen von Kurbelwellen. Ausführung aller Dreharbeiten, Ausspritzen und Ausschleudern sämtlicher Lager.

Schweiß- u. Schleifwerkstätten

Otto Albers

Lippstadt W., Böckenförder Straße 9-11, Ruf 2015

Heiratswünsche

finden größte Beachtung im Illustrierten Sonntag
Anzeigen erbitten wir bis Donnerstag vor Erscheinen
Geschäftsstelle des Illustrierten Sonntag, Lippstadt
Hof-Wesell-Straße 5-9. Fernsprecher 3051

Hobe Aufträge



Jos. Buck

staatl. approb. Augenoptiker
Optikermeister
Lippstadt Markt
Adolf-Hitler-Straße 22
Ihr Brillenspezialist!

Ohrenleiden

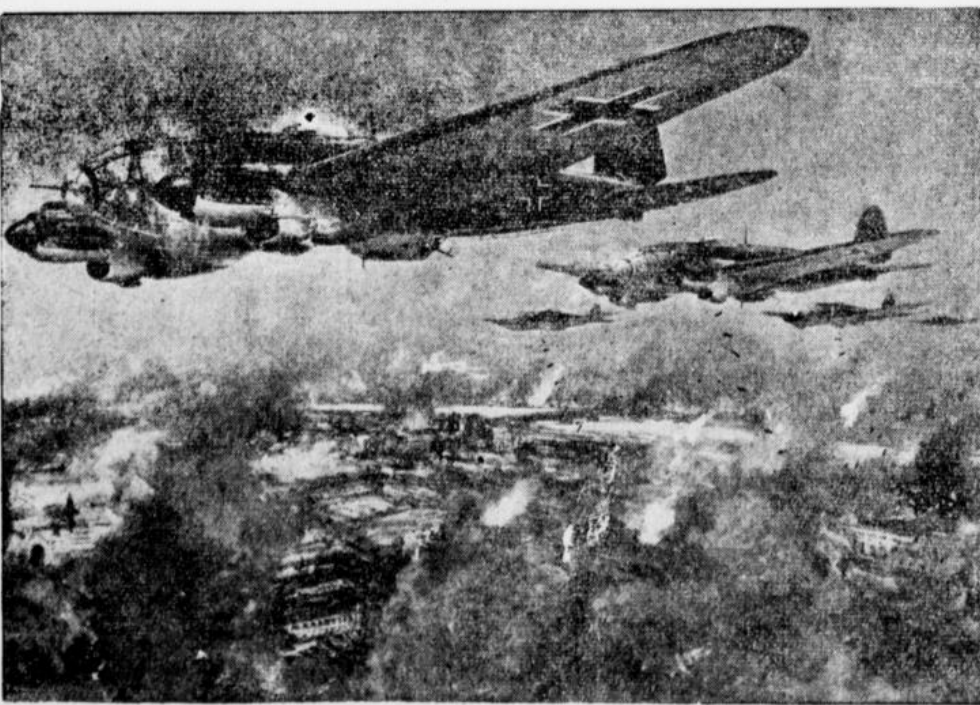
Bei Schwerhörigkeit, Ohren-schmerzen u. anderen Erscheinungen haben sich d. Gehörtrichter „Auridol“ oft genug bewährt. Schacht, RM. 1.50. In versalzt, Füllen wird „Auridol“ mitverw. FL RM. 2.50. Echt nur direkt von O. Blocherer, Augsburg II/126

Reiben Sie

Ihren Schinken ein
und zwar mit Witkop's Bismut, dem gesetzlich geschützten Schinkenschutz, dann bleiben die Würmer und Maden fern. Ihre Hausschachtung ist gesichert. Paket 35 Rpt. Zu haben im Lebensmittel-, Drogen-, Klein- u. Großhandel.

Heirat

Zuschr. m. Bild unter N. 3. 968 an den „Patriot“ in Lippstadt erd-



Ein Geschwader Heinkel-Kampfflugzeuge He 111 beim Bombenangriff. Kriegswichtige Ziele gehen in Flammen auf. (Matejko-Wagenborg-M.)